

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338927](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338927)

(Eph 2, 6), sind „wiedergeboren zu lebendiger Hoffnung für ein unvergängliches, unbeflecktes und unverwelkliches Erbe, das im Himmel für uns aufbewahrt ist“ (1 Petr 1, 4).

„Unser Erlöser, geliebteste Brüder, fuhr in den Himmel auf; lassen wir uns daher nicht ins Irdische verstricken! Dort sei unser Sinn — und hier wird Ruhe sein. Erheben wir uns inzwischen im Geiste mit Christus in den Himmel, damit wir, wenn sein verhöhnener Tag erscheint, ihm auch dorthin mit dem Leibe folgen können. Wir dürfen aber nicht vergessen, Brüder, daß weder der Stolz noch die Habsucht, noch die Sinnenlust mit Christus in den Himmel fährt; keine unserer geistigen Krankheiten steigt auf mit unserm Arzte. Wenn wir also unserm Heiland folgen wollen, müssen wir unsere Laster und Sünden ablegen, denn alle diese halten uns wie Fesseln fest“ (St. Augustinus).

Hast du die Geduld aufgebracht, bis hierher aufmerksam mit mir zu gehen? Ja? — Dann

wirst du sicher sagen müssen: O wie sind wir katholische Menschen so vielfach und so schön daheim!

Heimat ist uns das schöne Land, in dem wir geboren sind und leben. „Sie zeigt mit keuscher Kraft dir ihre traute Welt, und drüber riesenhaft, und drüber riesenhaft ihr Sternenzelt.“

Heilige Heimat ist uns die Kirche, in der wir wiedergeboren sind und im Siebengestirn der heiligen Sakramente „das Leben haben und es überreichlich haben“ (Joh 10, 10).

Ewige Heimat ist uns aufgetan im Himmel, aus dem uns der dreieinige Gott fortwährend einlädt: „Komm an meine Seele und sei daheim!“ (Gertrud von Le Fort).

Heimat, deine Sterne! Sie sind das helle Trostlicht für alle, die da „in Finsternis und Todeschatten“ (Rt 1, 79) wandeln. Und unsere Augen sollen allezeit erhoben sein, Heimat, zu deinen Sternen!

### Herz, stille sein!

Herz, stille sein und warten!  
Du bist vergessen nicht,  
aus Gottes Sternengarten  
erblüht auch dir ein Licht.

In aller Nöte Schächten  
vertraun und stille sein!  
Bald über deinen Nächsten  
steht Gottes Morgenstern.

Gustav Kempf

## Von der Verehrung des heiligen Bischofs Konrad

Als am 26. November des Jahres 975 die Augen des Bischofs Konrad, des Sohnes des Welfengrafen Heinrich von Altdorf, dem die Stiftung von Weingarten zu danken ist — wir stehen in der hohen Zeit der Klostergründungen! — sich zum ewigen Schlummer schlossen, hatte sich ein überaus reich gesegnetes Leben erfüllt. Fast 41 Jahre lang hatte der nun Vier- undsiebzehnjährige an der Spitze der Riesendibzese Konstanz gestanden, ein treuester, eifriger Hirte, ein Muster und Vorbild für jedermann. Die hohe Verehrung, die ihm zukam, fand erschütternden Ausdruck bei der Trauerfeier, da man, der Bestimmung seiner Bescheidenheit entsprechend, ihn an der Außenseite der von ihm erbauten St.-Mauritius-Rotunde im Schatten seines Münsters bestattete.

In das Gebet für die Seelenruhe des hohen Verbliebenen flocht sich von Anfang an das vertrauensvolle Beten um die Hilfe seines gewiß schon mächtigen Fürbittgebetes hinein, und rasch war von wunderbaren Erhörungen die Rede. Deshalb zauderte man nicht lange, über dem schlichten Grab eine — gewiß schmutze — Kapelle zu errichten, mochte das auch dem be-

scheidenen Denken des großen Toten zuwiderlaufen. Und es war nur die Erfüllung einmütigen Denkens und Wünschens, als der aus dem Geschlechte der Jähringer stammende gewaltige Bischof Gebhard III. die teuren Überreste seines heiligmässigen Vorgängers in das Münster hereinnehmen ließ. Das war im Jahre 1089, also schon über 100 Jahre nach St. Konrads Hinscheiden, nachdem Gebhard III. das Werk des Münsterbaues des Vorgängers Rumold zu glücklicher Vollendung gebracht und mit feierlicher Weihe seiner hehren Bestimmung übergeben hatte. Der Beschluß zur Übertragung der Leiche war auf einstimmigen Wunsch von Klerus und Gläubigen geschehen.

St. Konrads Grab kam im Münster hinter den Kreuzaltar, dort, wo das große Les- und Singpult für die Kanoniker stand. Das hat Dr. Claus in seinem zum goldenen Priesterjubiläum unseres hochseligen Erzbischofs Konrad erschienenen prächtigen Buch („Der heilige Konrad“) überzeugend darzutun vermocht. So hieß man es damals, daß man den Ehrenplatz für Gräber in Dom- oder Klosterkirchen beim Kreuzaltar wählte. Auch den Jähringern, aus denen



ja Gebhard III. stammte, geschah nicht anders, da im Jahre 1093, also nur vier Jahre nach der Konstanzer Übertragung, ihr Hauskloster St. Peter im Schwarzwald gegründet wurde, um die Grablege des großen Geschlechtes im Schatten des dortigen Kreuzaltars aufzunehmen. Dr. Clauß macht es glaubhaft, daß die neue Bestattungsstätte in Konstanz ein Hochgrab war, im Münsterraum weithin sichtbar, während die bisherige Stätte an St. Mauritius mit einem Denkmal ausgezeichnet wurde.

Man kann sich vorstellen, wie sehr diese Übertragung in den Münsterraum selbst den Kult des heiligmässigen Bischofs gefördert haben muß und wie sehr sich dafür ein Gebhard III. eingesetzt haben mag. Dafür bürgt ja schon allein seine ungewöhnlich starke Persönlichkeit. Doch war die offizielle kirchliche Heiligsprechung Konrads damals noch nicht vollzogen. Erst Bischof Ulrich I., Gebhards III. unmittelbarer Nachfolger, erreichte dieses Ziel. Da er aus dem Geschlechte der Grafen von Dillingen stammte und so ein Verwandter des heiligen Bischofs Ulrich von Augsburg, bekanntlich unseres Bischofs Konrad treuester Freund, war, mag ihm die Kanonisation ein nicht geringes Anliegen gewesen sein. — Solche Zusammenhänge darf man nicht übersehen! — Die von Rom geforderte Lebensbeschreibung verfaßte Mönch Adalschalk, ein ausgezeichnete Theologe, der sich mit seinem aus Augsburg geflüchteten Abt eben zu Konstanz aufhielt. Und auf dieser Grundlage sprach das Laterankonzil die Heiligsprechung des Bischofs Konrad feierlich aus. Der für uns so bedeutsame Tag trägt das Datum des 29. März 1123.

Leicht läßt sich die Freude der Diözesanen über das nun Erreichte ausdenken. Und Bischof Ulrich I. war der rechte Mann, dasselbe mit einem Kirchenfest ganz großen Stiles zu begehen. So kam er denn, der große, festliche Tag: es war der 26. November (St. Konrads Todestag) des Jahres 1123, das erste Konstanzer Konradifest. Ein unerhörter Glanz leuchtete von ihm aus. Drei Herzöge, vierundzwanzig Abte, viele Weltgeistliche und Ordensleute, dazu eine unübersehbare Menge gläubigen Volkes, waren in der Bischofsstadt am See, drängten durch ihre Gassen und füllten den mächtigen Raum des Münsters, in dem nicht nur die Recken der gewaltigen Monolithsäulen ernstestes Feierspalier standen, sondern auch der ganze Glanz mittelalterlicher Formen- und Farbenpracht an Altären und Bildwerken, aber auch an Wänden und Decken wiederstrahlte. Alles geeint zu einem großen Jubellied des Glaubens und Betens, kreisend um St. Konrads verehrungswürdige Gestalt.

Schon am Vorabend, nach der Vesper, hatte die wunderbare Heilung einer kranken Frau die Unzähligen freudig erregt; am Festtag selbst hatte sich das Wunder an einem kranken Mann vollzogen. Was war man da in Bewegung, da man des Heiligen kostbare Überreste in einen neuen, herrlichen Schrein barg und diesen in einer Festprozession ohnegleichen hinüber nach



Das Konstanzer Münster nach einem alten Stich

St. Stephan, dann nach Kreuzlingen, St. Konrads Lieblingsstiftung, und dann wieder durch das wogende Menschenmeer zurück ins Münster trug! Nicht mehr im Münster, sondern wieder in der alten Kapelle wurde nunmehr der Heilige bestattet. Man hätte im Dom kaum mehr recht Gottesdienst halten können, solche Störungen wären durch den Zustrom der Gläubigen zum Heiligengrab in der damals riesenhaft anschwellenden Woge der Verehrung in den Kirchenraum hineingetragen worden, wollte man es beim alten Platz bewenden lassen.

Das ist nun die Zeit, da St. Konrad auch als Bistumspatron erscheint. Einst war die Gottesmutter allein in dieser Rolle, dann war nach Jahrhunderten St. Pelagius dazugekommen, dessen Reliquien des Konstanzer Münsters erster derartiger Besitz in jener so reliquienfrohen Zeit war. Nun, seit dem 12. Jahrhundert, erscheint auch St. Konrad daneben und ist im vergangenen Jahrhundert auch Diözesanpatron von Freiburg geworden, da diesem die Nachfolgerschaft des Bistums Konstanz zufiel.

Von zahlreichen Wallern zum Heiligengrab, von einzelnen und ganzen Prozessionszügen wissen die Chroniken jener alten Zeiten zu berichten. Und es ist gar nicht anders möglich, als daß in jenen heiligenfreundlichen Jahrhunderten des Mittelalters die Verehrung St. Konrads immer noch zugenommen hat. In diese Zeiten wachsenden Kultes gehört die Stiftung einer neuen Konradikapelle, die Domherr Ulrich von Richental an der Nordseite der Münsterkrypta durchführen ließ und die sich bis heute, ein wahrhaft lauschiger Winkel der Andacht, erhalten hat und vielen Konstanzern, besonders während der Konradi-Oktav, überaus teuer ist. Im Jahre 1283, wenig später als die neue Mauritius-Rotunde mit ihrem bedeutenden Heiligen Grab, erstand Ulrich von Richental's Werk. Und nicht sehr lange danach kam dann neben den Kapellenaltar das heute noch vor-



handene Konradi-Grab, auf dessen Deckplatte die liegende Gestalt unseres Heiligen zu sehen ist. Dieses Hochrelief ist des Münsters älteste Steinplastik und ein vorzügliches Werk der Hochgotik.

Auf den Schrein von 1123 war ein solcher des Jahres 1460 gefolgt, von Meister Kaspar Schwarz gefertigt, ganz in massivem Gold und höchstwahrscheinlich mit Statuetten und Reliefs geschmückt, korrespondierend zum Schrein des heiligen Pelagius. Und es bleibt ein ewiger Schandfleck der Konstanzer Geschichte, daß man in den Reformationswirren den Münsterschatz mit seinen Reliquenschreinen, die heute die Stadt am See neben Köln erscheinen ließen, nicht nur in barbarischer Weise vernichtet, sondern auch, jeder Kultur und Humanitas bar, die Gebeine eines ihrer größten Söhne in den See geworfen hat.

Nur Haupt- und Armreliquie hatte man retten können. Erstere war, wenigstens in ihrem wichtigsten Teil, bis nach Prag geraten und dort von Generalvikar Dr. Bistorius aufgestöbert worden, der dafür sorgte, daß sie im Jahre 1605 wieder nach Konstanz heimfiel. Die ausgezeichnete Spätrenaissance-Silberstatue des Augsbürgers Hans Baher vom Jahre 1613 nahm die Reliquie auf, die dann 1876 in den heutigen St.-Konrads-Schrein übernommen wurde. Die Armreliquie ist heute noch Besitz der Meersburger Pfarrkirche.

Kleinere Mittelpunkte des Konrads-Kultes wurden Weingarten, wo man seinen Relch, Einsiedeln, wo man seine Kasel, Muri, wo man seine Dalmatik, und Engelberg, wo man sein Brustkreuz wahrte, aber auch die vielen Heiligtümer, die Altäre seines Namens bargen, oder gar die Gotteshäuser, die selbst auf seinen Namen konsekriert waren. Mit den Kapellen

Heiliger Konrad-Relief auf der Grabplatte  
in der Konrads-Kapelle



Mauritius-Rotunde des Konstanzer Münsters

haben wir deren im Erzbistum Freiburg dreizehn. Den Schweizer Anteil hinzugerechnet, vermochte Dr. Claus für die Zeit vor dem Jahre 1607 nicht weniger als 46 St.-Konrads-Gotteshäuser festzustellen. Als ältestes die Kapelle des Einsiedler Fronhofs zu Riegel, schon 1123 nachweisbar, die Kirche von Raitshauslach 1155, Weizen 1179 und Gutmadingen 1275.

Lang ist die Reihe der Bilder unseres Heiligen, angefangen mit der Stickerlei auf der Kasel St. Blasens vom Beginn des 12. Jahrhunderts und heute zu St. Paul im Lavanttal, und dem osterwähnten Kupfermedaillon, das jahrhundertlang vom Chorgiebel des Konstanzer Münsters über den See hin grüßte, über die edlen Gestalten auf dem Landenberger Altar oder den Tafelbildern der Kirche zu Horn, die kostbare Silberstatue Hans Bayers, die ragenden Kolossalfiguren an Barockaltären Weingartens und Ottobeurens, die schwungvolle Figur im Kuppeldeckengemälde eines Spiegler zu Zwielfalten bis zu dem fromm-strengen Werk neuer Beuroner Kunst in der Konradikapelle und Darstellungen graphischer Art oder in der Welt der Glasmalerei. Um alle solche Stücke kreist irgendwie kultische Verehrung unseres Heiligen.

Und daß diese auch in unserer Zeit lebendig blieb, dafür sorgte die großangelegte Neunzehnhundertfeier des Jahres 1867, die immer mit dem Namen des unvergeßlichen Prälaten Brugier verbunden sein wird, wie die Achtzehnhundertfeier der Kanonisation im Jahre 1923 ohne den Namen des damaligen Münsterpfarrers Dr. Conrad Gröber nicht zu denken ist. So lebt und webt die Verehrung unseres Heiligen auch in unserer Zeit und kommt Jahr für Jahr auf ihren Höhepunkt, wenn das Konradifest anbricht, darin Pontificalgottesdienst, große Predigt und Prozession stehen und die Konradi-Litanei sich in gläubige Seelen singt.

Hermann Ginter





## Der alte Lehrer

Von Anton Gabele

kannte ihn, lange eh' ich in seine Schule eintrat. Denn er kam meist sonntags in unsere Wirtschaft, trank einen Schoppen Wein und aß ein Salzbrod dazu. Dann führte mich die Mutter zu ihm an den Tisch. Da legte die Hand in seine kalten Finger.

„So ist's brav, Buble!“, sprach er stets dieselben Worte, und rückwärts verzog ich mich wieder zum Ofen hin, immer ihn anstarrend, besonders die scharfen Augen. Sie waren fast unnatürlich groß, einem stets rührigen Willen gehorsam. Die schmalen Runzeln der Augenwinkel standen wie Säulchen, den Baldachin des oberen Lidés zu stützen, und die rundgebogenen dicken Brauen griffen gleich Klammern nach unten, das Blicktor allem Leben aufzusperrten. So unterschied ihn nichts von den alten Bauern, die um ihn herfaßen. Er sprach und dachte wie die andern und hatte die eingesunkenen Lippen, das stoppelbesezte, knittrige Gesicht und die dünnen, zauseligen, schlohweißen Haare wie irgendein alter Bauer. Nur war seine Kleidung vielleicht noch altmodischer. Er trug ungestärkte, raue Leinenhemden mit angewebtem Kragen. Ein schwarzes Seidentüchlein war zweimal umgeschlungen und vorn geknotet, so daß die beiden Kragenzipfel unter dem Kinn hervorragten und auf und nieder wippten, sooft der Mund sich bewegte. Sein schwarzer Rock hatte Schöße bis aufs Knie. Die gleiche Kleidung trug er auch werktags in der Schule, nur war dieser Rock vom Alter braun und an den Ärmeln blödd und kreidestaubig geworden.

Er saß nur selten auf seinem Magisterstuhle, sondern ging auf und nieder zwischen den Bankreihen, beide Hände auf dem Rücken haltend.

Dabei drehten Daumen und Zeigefinger der Linken an dem Knopf über den Rockschößen. In der Rechten wippte das Haselstößlein, und wo ein Mädchen falsch rechnete oder fleckig schrieb, klopfte das Stößlein auf das Heft oder den Finger und bei den ungezogenen Buben auch mal auf den Rücken.

Allein er war, wie sein Familienname hieß, „Snädig“. Der Stock war da, wie der Teufel in der Kirche, nur für gelegentliche Anwendung auf verhärtete Gemüter. Nie gab es bei uns solchen Holzverschleiß wie bei dem Lehrer eines Nachbardorfes, dem mein Väsle untertänig war. Der sei eines Morgens in der Adventszeit ganz freundlich in die Klasse gekommen und habe gefragt, wie denn wohl der Stall von Bethlehem ausgesehen habe. „Halt wie's Müllers Schopf!“ — „Wie e Strohhüttle.“ — „Halt wie's Bürgermeisters alter Speicher!“ — „Dummer Dred“, sagte der Lehrer jedesmal und gab auf jede Antwort einen „Tagen“, und wo auch die mangelhafte Antwort ausblieb, gab er drei. Als nun so die Kinder durchgeprüft waren und allen die Finger brannten, habe der Lehrer gesagt, er sei kein Narr und solch einer blöden Gesellschaft wolle er nichts mehr hergeben. Erst zwei Tage drauf, wieder wohlgelaunt, habe er dann erzählt von einem Keller, der bei der Glashütte am Hügel unter schwarzen Tannen stehe, die auf das Moosdach neigten. So habe der Stall von Bethlehem ausgesehen, „wie 's Wirts Bierkeller, ihr Dickköp. Wißt ihr's jetzt?“

Auch unser Lehrer hatte seine einprägsame Lehrweise. Die „I“, die er lang und spiz an die Tafel kreidete, nannte er „Heuliacher“, nach jenem Werkzeug, mit dem wir Kinder alle schon Heu aus dem Stock gezupft hatten. So hieß das Sch der „Hennewehner“, weil man mit „Sch—sch—sch“ die Hühner von der frischen Saat scheucht. Und der alte Mann machte uns vor: „Sch—sch—sch“, daß ihm der Mund schäumte, klatschte dazu in die Hände und bückte sich, als wolle er schnell eine Scholle aufheben und den Hühnern nachwerfen, gerade wie eine Frau, die vor Jörn über des Nachbars malefizische Hühner aus der Haut fahren möchte. Zu den verschiedenen Tages- und Jahreszeiten hatte der Lehrer auch noch andere Ämter. Er war Gemeinderedner, Standesbeamter, Küster, Organist, Agent einiger Versicherungsgesellschaften und vor allem Landwirt. Bei schönem Arbeitswetter wurde ein wenig schneller gelernt und um zehn die Schultüre zugeschlagen. Der Lehrer warf den Rock ab und schritt neben den ruhig hintappenden Däsen ins Heu. Die Gemeinderednung war eine Sache für die Herbst- und Winterabende; Küster dagegen war er morgens früh, Standesbeamter in den seltenen Fällen, wo Geburt oder Tod oder Heirat das Gleichmaß des Dorfes unterbrachen. Sonntags fingerte er über die Orgel, leitete den





Kirchenchor und half auch mal mit seiner heiseren Stimme über schwache Stellen hinweg. Seit zwanzig Jahren lasse er dieselbe Messe singen, sagten die Spötter, und der Gesang sei nur dafür gut, die Hühner aus dem Kirchhof fernzuhalten. Denn sobald des „Kaveres“ und seiner Sängers Lied anhebe, gackse der Hahn und rennten die Hühner vom friedlichen Tagwerk fort und in den Schutz des Stalles oder der Hecke. Sonntags allein konnte man den Lehrer laufen sehen: von der Sakristei, wo er den Herrn Pfarrer „anschrte“ (wie man so sagte), außen herum über den Kirchhof zum Haupttor und die enge Stiege empor zur Orgelbank, „Asperges me“ zu intonieren.

Manche der Amtspflichten halfen ihm seine Schulkinder tragen. Ich durfte um elf Uhr morgens die „Weiberschrecke“ läuten. So hieß die Glocke, weil sie nachlässige Hausfrauen aufschreckte, den Schwabfaden mit der Nachbarin abzureißen und heim in die Küche zu rennen.

Ich laufe also in einem Husch den Kirchbühl hinauf, stoße den gewaltigen Schlüssel ein und öffne die verwitterte Eichentüre in die Sakristei.



Es ist immer kühl und dämmig hier; die Mauern sind dick und die Fenster klein wie Schießscharten und mit armdicken Eisen vergittert. Da baumeln die Glockenseile, blank poliert von den Knabenhänden und der dreingegebenen Spude. Ich fasse das mittlere von den dreien und warte, daß die Uhr schlage. Die tickt hoch oben, und das klingt, als nehme jemand einen Anlauf zu einem Sprung in die Tiefe, wage ihn aber nicht, breche hart ab und versuche es von neuem. Nun setzt das Ticken aus. Folgt ein seltsames Schnauben und Rasseln; ich mußte jedesmal den-

ken, wie bei einem Menschen, dem das Riesen aufsteigt. Der erste Schlag klickt, drei andere hell danach. Der Hammer fährt schnurrend in seine Ruhe zurück. Ein anderer bumst auf die große Glocke. Ich zähle und zücke schon am Seil. Mit dem elften Schläge hallt der Ton hinaus, über die Häuser und Schornsteine, das Tal hinab und in die Wälder. Meine Mutter hört es am Herde, der Vater im Stockfeld, der Holzhauer Hansjörg im Schlatt: „Else!“ Sie vernehmen, es ist Zeit, und man darf Hunger haben.

Wenn die Glocke ausgeschwungen, bleibe ich noch ein wenig, ziehe die Schranktüre auf und taste an das Gold der Meßgewänder, den schwarzen Samt und die Silberborten, die der Majestät des Todes zugehören. Ich spähe durchs Schlüsselloch in die Kirche auf den rötlichen Schein der Ewigen Lampe. Oder ich taste die

enge Wendelstiege empor, bis die drei Glocken schwarz und bedrohlich aus einem riesenhaften Balkengewirr über mir schweben. Vielleicht gelingt es, auf dem Heimweg aus des Pfarrers Garten noch eine Birne zu greifen, die ich dann schnell verdrücke. Denn in der Schule gibt das Stöcklein wohl acht, daß niemand ist. Und Pausen haben wir nie. Wer austreten muß, springt auf und schreit: „Herr Lehrer, 's tut not!“ oder „Herr Lehrer, sollt naus!“ „No gang!“ sagt dann der Lehrer.

Im Herbst mußten wir einen ganzen Vormittag lang das Brennholz in den Speicher hinauftragen. Der Lehrer hatte dann einen Stuhl auf dem Treppenabsatz und hielt Aussicht. Gegen zehn stand immer ein braunes irdenes Krüglein neben ihm, und er goß davon ins Glas eine wasserhelle Flüssigkeit. „Ems“ war auf dem rotweißen Schildchen gedruckt. Emser-Kränchen müsse er immer trinken, erzählte der Lehrer im Wirtshause; wie der alte Kaiser, weil ihm die Schule seine Stimme heiser mache. Aber wir Kinder alle wußten, daß nicht Emser, sondern gebranntes Wasser im Krüglein schwamm und ins Glas einfloß. Auch dies wußten wir, daß ein besonders zuverlässiges Mädchen jeden Morgen mit dem Krüglein ins Wirtshaus lief und nachfüllen ließ: „E Viertele Ordenären für fußzehe Pfännig!“ Ins Wirtshaus des Nachbardorfes mußte sie laufen, daß kein Gerede im Schulort sei.

Nie ging ich lieber zur Schule als im Winter. Lag tiefer Schnee, so spannte abwechselnd der und jener Vater die Pferde vor den Schlitten und fuhr uns mit Schellenklingeln den Berg hinauf. Da wir auch nachmittags Unterricht hatten, blieben wir dann über Mittag in der Schule, aßen, was die Mutter mitgegeben, Apfel, getrocknete Birnen, Brot und Speck. In der Wiese war eine Quelle, und die bahnte uns eine lange blaue Eisbahn bis ins Tal, huplig freilich, aber das eben verlangte nach Kunst. Ein Brett unter die Hosen und los glitt der Bub, geworfelt und im Gause hüpfend, den Buckel hinab.





Im Winter war auch der Kaverestag. Sowie die Kinte niederging, fast ehe noch der Lehrer in die Türe trat, liefen wir, groß und klein, nach vorn und schrien alle zugleich unsern Spruch: „Wir wünsche 'ne Glück, daß Ihr no lang lebet und gsund bleibet“, und streckten ihm unsere Geschenke hin: in Zeitungspapier eingewickelt eine Wurst, eine Zigarre oder einen salbungsvoll und „wie gestochen“ geschriebenen Glückwunschbrief mit einem „Fufzgerle“ darin. Er war dann immer gerührt, wischte über die Augenwinkel, sagte „Vergelt's Gott!“ und ließ uns schwazen und wimmeln, bis wir von selbst still wurden und langsam in die Bänke zurückkehrten. „So, Kinder“, sagte er dann, „seht müffet ihr auch noch für de Kavere e bisle bete.“ Er faltete die alten, krummverlebten Finger, und wir beteten mit ihm für ihn.

Und danach erzählte er uns von Anno achtundvierzig, wie da der Hecker und der Strube durchs Land gingen. Die Wangen wurden ihm rot dabei.

Allmählich sei er doch zu alt für die laufigen Buben, sagten manche von unserem Lehrer; man werde ihn wohl bald zur Ruhe setzen müssen. Und dann wurde es gewiß und ein Tag genannt, wo er festlich sein Lehramt abgeben sollte. An dem Tage kamen wir in Sonn-

tagskleidern und ohne Bücher zur Schule. Mit dem Lehrer trat ein fremder Herr vor uns hin, hatte eine goldene Brille und einen dicken Bauch und redete zu uns, wovon wir aber kaum etwas verstanden; denn es floß ihm so schnell und „preußisch“. Endlich sprach er auf unsern Lehrer ein. „Zum letzten Male“, das Wort habe ich behalten, weil er es so oft wiederholte. Es wurde sanft gesagt, und der fremde Herr streckte dabei auch noch die Hand aus, als wolle er den Lehrer streicheln. Doch er sank zusammen wie unter einem Schlage, sooft dies Wort ihn ankam. Zu-

lest glitt der alte Mann auf einen Stuhl, hielt das rote Schnupstuch vors Gesicht, und die Schultern zuckten ihm.

Aber wir Kinder wurden von dem fremden Herrn aufgestellt und zogen hinaus. Im Hofe stand schwarz und zylinderglänzend der Militärverein. Hinter Fahne und Musik der alte Lehrer, der dicke Herr mit der Brille, dann wir Kinder und zuletzt der Verein; so marschierten wir zur Kirche, ein Hochamt und Tedeum wurde gesungen und ein Festessen gehalten, an dem auch meine Mutter teilnahm, denn schon sie hatte den Kavere zum Lehrer gehabt. Fünfzig Jahre lang hatte er die Kinder des Dorfes gelehrt.



## Veronika Hakmann

Im Jahre 1744, als der Kurfürst Karl Theodor in der Pfalz die Regierung angetreten hatte, trat in Mannheim Veronika Hakmann als Magd in das Haus eines dortigen Bürgers und trug sein Söhnlein auf den Armen herum und hütete sein, und als das Söhnlein zum Mann herangewachsen und selber wieder Vater geworden war, allbereits nach dem Hubertusbürger Frieden, da war sie noch immer im Hause und trug und pflegte nun seine Kinder, wie sie ihn getragen hatte, und es geht noch lange so fort. Denn als zuletzt auch dem Urenkel ihres ersten Dienstherrn ein Sohn geboren war und lieblich heranwuchs, allbereits nach dem Frieden von Amiens, war sie auch noch im Haus, zwar nicht mehr als Dienstmagd, sondern sozusagen als ein wertvolles Erbstück der Familie, und eines Tages, als ihr die vergangene Zeit wie ein Traum durch die Seele ging, kam es wie ein Sehnen an, und: „Du“, sagte sie zu ihrem Brotherrn, „gib mir dein Kind ein wenig!“, denn sie machte nicht

viel Komplimente mit ihm, und die Magd nannte den Herrn du, der Herr aber aus Respekt vor ihrem Alter und ihrer Frömmigkeit und weil sie ihn erzogen hatte, sagte zur Magd „Ihr“. „Warum verlangt Ihr das“, fragte er sie, „so doch Eure Arme nicht mehr imstande sind, etwas zu tragen und Eure Knie kaum Euch selber halten können?“ Sie erwiderte: „Ich habe dich und deinen Vater und deinen Großvater auf den Armen gewiegt, so möchte ich gerne auch dein Kind noch in die Arme nehmen, ehe ich sterbe.“ Da traten dem Vater und auch der Mutter des Kindes vor Rührung die Tränen in die Augen, und er hieß die alte, treue Greisin niedersitzen und legte ihr das Kind auf den Schoß. „Gott lohne Euch“, sagte er zu ihr, „alles, was Ihr an mir und meinen Vätern getan habt!“ Sie sagte: „Er wird mich bald zu sich nehmen.“ Einundsechzig Jahre war sie im Dienst und Brot des nämlichen Hauses und starb Anno 1805 im achtzigsten Jahr ihres Lebens.

Johann Peter Hebel